

Irgend etwas stimmt da nicht. Da lässt der Täufer Johannes ein gewaltiges Donnerwetter los. Und das gilt nicht nur für das bedrohliche Ende des Evangeliums mit der Rede vom Scheiden von Weizen und Spreu und dem Verbrennen der Spreu (vgl. V 17).

Nein, unmittelbar vor dem Beginn unseres heutigen Evangeliums hat der Täufer die Leute, die zu ihm in die Wüste hinausgekommen sind, nicht etwa freundlich begrüßt, sondern aufs heftigste angefahren: „Ihr Schlangenbrut, wer hat euch denn gelehrt, dass ihr dem kommenden Zorngericht entrinnen könnt? Bringt Früchte hervor, die eure Umkehr zeigen... Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ (V 7-9)

Und genau unter dem Eindruck dieser Worte taucht jetzt die Frage auf: „Was sollen wir also tun?“ (V 10)

Doch das, was jetzt kommt, ist ziemlich enttäuschend, ja fast sogar lächerlich. Wer zwei Gewänder hat, soll dem eines geben, der keines hat. Das geht ja noch. Aber Zöllner, die wegen ihre Kollaboration mit der verhassten Besatzungsmacht zum Übelsten gehörten, was es in Israel damals gab, die dürfen ihr dreckiges Geschäft weiter betreiben, nur ein wenig eingebremst. Auch Soldaten dürfen weiter ihrem blutigen Handwerk nachgehen, sie sollen es nur nicht übertreiben.

Und das soll es also sein, was der Täufer da so dramatisch einfordert? Deshalb das ganze Donnerwetter? Nein, das stimmt tatsächlich etwas nicht.

Wenn wir deshalb jetzt einmal die Fachleute befragen, dann weisen die darauf hin, dass diese ganzen Antworten auf die Frage: „Was sollen wir also tun?“, eine Besonderheit und deshalb eine Einfügung des Evangelisten sind. Doch diese Einfügung entspringt nicht etwa seiner Phantasie. Einige Fachleute betrachten die Bemerkung des Täufers über Jesus: „Er wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen.“ (V 16) als ein Anspielung auf das Pfingstereignis in der Apostelgeschichte, die ja vom selben Evangelisten stammt, und damit auf die nach Pfingsten entstehenden christlichen Gemeinden. Denn genau die hat der Evangelist im Blick, oder genauer: ganz konkrete Probleme, die die noch jungen Gemeinden damals beschäftigten.

Da erwähnt er zunächst mit dem Gewänderteilen ein zentrales Element der Gemeinden, wie es auch in der Apostelgeschichte beschrieben wird: „Und alle die glaubten ... hatten alles gemeinsam.“ (Apg 2,44)

Doch es gab auch Konflikte: Da gab es zwar schon längst keine Zöllner mehr; aber wenn z.B. einer im Staatsdienst beschäftigt war, oder als Lehrer den Kindern reicher Patrizier die römische Götterwelt nahebringen sollte, und da sein Einkommen verdiente, musste der jetzt seine Arbeit kündigen, weil er damit doch ein heidnisches und eventuell sogar christenfeindliches System unterstützt?

Oder was sind das für Soldaten, die den Täufer fragen? Israel hatte kein eigenes Heer, die Römer hätten das unmöglich geduldet; römische Soldaten beim Täufer in der Wüste, oder Söldner des Königs Herodes? Kaum vorstellbar. Aber in den christlichen Gemeinden zurzeit des Evangelisten gab es heftige Diskussionen darüber, ob ein Dienst im Militär noch möglich ist, wenn einer getauft werden wollte. Die Antworten auf diese Frage waren nicht einheitlich. Vom berühmten heiligen Martin wissen wir, dass er den Militärdienst aufgegeben hat, als er getauft worden war; viele Gemeinden betrachteten dies als unvereinbar.

Aber von der berühmten thebäischen Legion, die fast nur aus Christen aus Nordafrika bestand, wissen wir, dass sie ihren Militärdienst sehr wohl und äußerst erfolgreich ausgeübt haben, aber dass sie ihren Dienst in dem Moment verweigerten, als sie in der Nähe von St. Maurice gegen Christen hätten kämpfen sollen, mit der Folge, dass sie alle wegen Befehlsverweigerung hingerichtet worden sind.

Genau solche Konflikte hat der Evangelist im Blick und geht sehr konkret darauf ein. Seine Antworten hat er ganz bewusst eingebettet in die Erwartung dessen, der stärker ist als der Täufer, dem er nicht wert ist, die Riemen der Sandalen zu lösen (vgl. V 16). Diese Erwartungshaltung ist für den Evangelisten aber nichts Bedrohliches, sondern eher ein freudiges Ereignis, fasst er doch die ganze Botschaft des Täufers am Ende zusammen mit der Formulierung: „Mit diesen und anderen Worten ermahnt er das Volk und verkündete die frohe Botschaft.“ (V 18)

Denn erst im Blick auf das Kommen des Messias entsteht auch die Dringlichkeit für die konkrete Lebensweise. Und da verlangt der Evangelist keine kategorischen, keine rabiatischen und kaum durchzuhaltenden Forderungen, wie sie einer rigiden Sekte anstehen würden, sondern macht er Vorschläge, die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie der einzelne in seinem persönlichen Verantwortungsbereich auch realisieren kann. Der Evangelisten erwartet nicht vom Einzelnen, dass er die ganze Welt rettet – das ist die Aufgabe des Messias; es geht ihm darum, dass die, die sein Kommen erwarten, bereits damit beginnen, im Rahmen des ihnen Möglichen das zu praktizieren, was er bringt: das Reich Gottes.

Der Evangelist weiß nur zu gut, dass selbst Christen, die ihren Glauben sehr ernst nehmen, immer auch in Strukturen eingebunden sind, die unrecht, ja die menschenverachtend sind. Christen leben eben nicht in einer heilen Welt, wie auf einer völlig isolierten Insel, sondern in einer sündhaften Welt, mit der sie eben ständig im Berührung kommen, mit der sie verwoben sind und diese unter Umständen sogar auch unterstützen, ob sie wollen, oder nicht. Deshalb gibt er keine einfachen Antworten nach dem Grundsatz: gut – böse, richtig – falsch. Die Situationen sind viel zu unterschiedlich, als dass hier einfache Regeln taugen könnten.

Wichtig ist aber, dass bei allen Überlegungen der, dessen erwartete Ankunft der eigentlich Antrieb für alles ist, eben nicht einfach nur ein bedeutungsloser „holder Knabe im lockigen Haar“ ist, sondern der, der die Spreu vom Weizen trennt und verbrennt.